

VI. Studienzeit in Wien 1889-1890

Der Abschluss der Schulzeit meines Bruders, der die Wiedervereinigung des Bruder-paares ermöglichte, war ein so freudiges Ereignis, dass es besonders gefeiert werden musste. Wir waren daher nicht unmittelbar nach München gereist, sondern hatten in unseren Reisetopf gegriffen und suchten auf Umwegen unsern gemeinsamen Studienort auf. Die Reise sollte eine Vergnügungsfahrt sein, die sich aber unseren weiteren Plänen einfügte. Da mein Bruder bereits mit dem Gedanken liebäugelte, sich statt der Wissenschaft der Kunst zu widmen, war sein Sinn auf Kunstwerke und Bauten gerichtet. Teilte ich auch diesen Wunsch, so stand für mich doch im Vordergrund, jetzt auch den Südsosten deutschen Landes etwas kennen zu lernen, nachdem ich Eindrücke vom Südwesten und von Bayern gewonnen hatte. Dabei trat der oesterreichisch-ungarische Staat in den Vordergrund, der gerade damals reich an Problemen war. Kaiser Franz Josef, der seit 1848 Oesterreich regierte, galt in Deutschland allgemein, auch seit 1866, als deutscher Fürst: wie weit war das auch für seinen Staat zutreffend? Den Deutsch-Oesterreichern stand doch eine Mehrheit von Angehörigen anderer Nationalität gegenüber. Das war von geringer Bedeutung, solange der nationale Gedanke noch schlummerte. Jetzt war er mit dem Panslavismus erwacht. Was hatte das für Oesterreich zu bedeuten?

Die erste Stadt, die wir ausserhalb des Deutschen Reiches besuchten, war Prag, sicher das geeignetste Zugangstor zu den Problemen die Oesterreich-Ungarn aufwies. Hier in seiner Residenzstadt hatte Kaiser Karl IV. die erste deutsche Universität gestiftet, damit nach Wilhelm Scherer „den Grund gelegt für die Existenz der gelehrten Stände in Deutschland“ und die Moldaustadt zur „Geburtsstätte der Deutschen Schriftsprache“ gemacht. Jetzt aber waren alle Strassennamen in tschechischer Sprache; vor wenigen Jahren -1881- war neben der deutschen Universität eine neue tschechische ins Leben gerufen worden; und in der alten Kaiserstadt, in der lange nur die deutsche Sprache gesprochen wurde, war die Bevölkerung, die sich als deutsch bekannte, auf ein sechstel herabgesunken. Wie kam diese Wandlung, die sich im Wesentlichen in den letzten drei Jahrzehnten – hauptsächlich nach der Schillerfeier von 1859 – vollzogen hatte? Wir wussten keine Antwort.

Wir suchten sie auf deutscher Seite bei Professor Hering, aber dieser Versuch war nicht sehr ergiebig. Professor Hering (Physiologie), der damals als „Mittelpunkt der deutschen Universität“ galt, machte uns zwar durch seine kraftvolle Persönlichkeit und die lebenswürdige Aufnahme, die wir in seiner Familie fanden, starken Eindruck; aber er war begreiflicherweise nicht geneigt, unsere fast grenzenlose Neugier zu befriedigen. Umso aufschlussreicher war ein Besuch auf der anderen Seite. Wir hatten nämlich Grüsse unseres Vaters Professor Schafarik zu überbringen. Er war Astronom mit einer Sternwarte neben seiner hochgelegenen kleinen Villa. Mit ihm war mein Vater in Briefwechsel gekommen, als er die Geschichte der Lilienthaler Sternwarte bei Bremen (Olbers, Bessel, Schröter) schrieb. Es war bezeichnend für die Lage, dass mein Vater es für nötig gefunden hatte, bei Professor Schafarik anzufragen, ob er auch ohne Sorge uns junges Brüderpaar nach Prag ziehen lassen könne. Professor Schafarik, der ein Sohn jenes Geschichtsschreibers und Sprachforschers war, der neben Palacky als Hauptbegründer des „kulturellen Nationalismus“ des Tschechentums galt, hatte mit einem entschiedenen Ja geantwortet und wurde nicht müde, uns durch Tat und Wort die Begründung seines

Votums zu liefern. Er behielt uns zum Mittagessen bei sich und überschüttete uns geradezu – im Gegensatz zum deutschen „schweigsamen Physiologen“ – mit seiner lebhaften Beredsamkeit. Von ihm hörte ich zuerst, dass man dreierlei unterscheiden müsse: erstens die Deutschen im Reich, gegen die auf tschechischer Seite keine Feindschaften bestehen, zweitens die Deutsch-Oesterreicher, mit denen, wie mit den Ungarn und Polen, in Wien um die politische Macht gerungen werde, und drittens die Deutschen in Böhmen und Mähren, auf die sich der Kampf in Prag beziehe; wer nicht zu dieser dritten Gruppe gehöre, stehe völlig ausserhalb des Kampfes; ein Reichsdeutscher habe daher in Prag nichts zu befürchten. Diese Ausführungen, die mit zahllosen Einzelheiten vorgebracht wurden, öffneten schon ein Fenster in die Probleme unseres Nachbarstaates.

Das sollte aber noch wirksamer von anderer Seite geschehen. Bei der Besichtigung der schönen Stadt suchten wir auch die älteste Synagoge auf. Dort gewahrten wir ein Bild, dem wir nichts ähnliches bisher zur Seite stellen konnten. In der von wenigen Kerzen erhellten, schmutzigen Synagoge wimmelte es von den Talmud halblaut lesenden Juden im Kaftan, und nicht minder befremdlich wirkte der angrenzende Frie Hof, wo jedes Grab einen Haufen von Kieselsteinen aufwies zur Verwendung des Toten bei seiner Auferstehung. Man hatte das Gefühl, in wenigen Stunden in eine völlig fremde Welt geraten zu sein.

Das war umso auffälliger, als die Stadt selbst mit ihren schönen Kirchen und Palästen und der wuchtigen Moldaubrücke ganz und gar an Städte alter deutscher Kultur erinnerte. Wir folgten auch den Spuren Wallensteins und kamen zu dem Schlosshof, wo der Fenstersturz stattfand, der zum dreissigjährigen Krieg führte und damit einer schönen Blütezeit der deutschen Kultur ein Ende bereitere. Waren die Gegensätze, welche die Gegenwart aufwies, auch schon bei diesem tragischen Ereignis wirksam? Wir wussten auch hier keine sichere Antwort.

Voll unbeantworteter Fragen zogen wir weiter, von der Moldauhauptstadt zu der Donauhauptstadt. Obwohl Kaiser Augustus das Kastel Vindobona gegründet haben soll und die Stadt im Mittelalter um den mächtigen Stephansdom herum ausgebaut wurde, macht Wien im Gegensatz zu Prag den Eindruck einer modernen Grosstadt. Es waren die „Ringstrassen“, welche unsere Aufmerksamkeit besonders gefangen nahmen. Auf diesen Strassen haben sich eine Reihe begabter Architekten, wie Semper und Hasenauer, zusammengefunden: Jeder hat auf seine Art gebaut; alle grossen Bauten, wie das Ringtheater, das Rathaus, das Parlamentsgebäude, die Hofmuseen, die Universität, die Votirkirche haben ihren eigenen Stil und schliessen sich doch zu einer gewissen Einheit zusammen. Hier hat der deutsche Städtebau einen grossen Erfolg errungen. Allerdings ist später, als der Assistent von Hasenauer, Otto Wagner, mit seinen Freunden der neuzeitlichen Richtung im Wiener Bauwesen zum Sieg verhalf, an der Sammlung von Bauten verschiedener geschichtlicher Stile viel und nicht unberechtigte Kritik geübt worden. Damals aber gab es in deutschen Städten keine Strasse, deren neuzeitliche Bauten den Vergleich mit Wien aushalten konnten. Vielleicht hat dieser Eindruck mit dazu beigetragen, meinen Bruder später zu den Aufgaben des „Städteplanens“ zu treiben.

In Wien gab es so viel zu sehen, dass Zeit für Anderes als Kunst nicht übrig blieb. So viel ich mich erinnere, haben wir nur einen Besuch gemacht und zwar hatten wir Grüsse von Dr. Bulhaupt drei Schwestern zu überbringen, deren Vater oesterreichischer Botschafter in der Türkei gewesen war. Sie

gaben uns treffliche Hinweise, was wir in den wenigen Tagen, die uns zur Verfügung standen, aufsuchen müssten und nicht aufzusuchen brauchten. Zugleich lenkten sie, da sie selbst eine Reihe von Jahren in Konstantinopel zugebracht hatten, unsere Gedanken zuerst nach Südosten und befürworteten eifrig eine Verlängerung unserer Reise über Budapest hinaus bis nach dem goldenen Horn; es gebe „keine schönere und belehrendere Reise“; solche Fortsetzung war freilich aus vielerlei Gründen damals ausgeschlossen.

Nach genussreichen Tagen, wie wir sie noch nicht erlebt hatten, ging die Reise auf der Donau weiter zur Hauptstadt Ungarns. Der Dampfer fuhr zunächst zwischen den Ufern, Inseln und Auen des an Erinnerungen an die Türkenkriege reichen Wiener Beckens, bis die Ausläufer der beiden mächtigsten Gebirgssystemen Europas – der Alpen und Karpathen – das weite Flussbett zum Länderscheidenden und verbindenden „Tor von Theben“ verengten. Dort sahen wir zuerst die ungarische rot-weiss-grüne Fahne. Dann ging es hinein in die rings von Bergen schützend umgebene weite ungarische Ebene.

Die Donau spielt im Stadtbild der ungarischen Hauptstadt eine viel bedeutsamere Rolle als in Wien. Ihre beiden Ufer sind durch die berühmte Kettenbrücke mit einander verbunden worden; und wenn die rechtliche Vereinigung von Ofen und Pest auch erst im Jahre 1873 erfolgt ist, durch die Brücke ist die Donau in die Stadt bereits eingemeindet worden, wie es vielleicht bei keinem anderen grossen Strom so wirksam geschehen ist. Und diese Brücke ist für den Ungarn fast zu einem Sinnbild der ungarischen Nation geworden. Bei ihrem Anblick hörte ich zuerst den Namen des Grafen Stephan Szecheny, den seine Landsleute als den „grössten Ungarn“ ansahen. Er ist, als in den Strassen der Stadt noch Deutsch und im Ungarischen Reichsrat Lateinisch gesprochen wurde, für eine Nationalisierung und Modernisierung Ungarns im Rahmen der Habsburgischen Monarchie und in Anlehnung an die deutsche Kultur eingetreten; und wie er als Begründer der Ungarischen Akademie, vor der seine Statue steht, und des Ungarischen Nationaltheaters angesehen wird, so ist er auch der Schöpfer der ersten grossen Donaubrücke. Oft ist behauptet worden, dass es ein schöneres Stadtbild, als sich von ihrer Mitte bietet, nicht gebe, und gewaltig hat sich die Stadt entwickelt. Ihr Aufschwung hat in Europa kaum seiner gleichen. Setzt er auch mit der Vereinigung der Städte an beiden Ufern ein, so ist sein eigentlicher Grund doch der sogenannte Ausgleich zwischen Oesterreich und Ungarn im Jahre 1867, der dem Lande der Stephanskronen weitgehende Selbständigkeit gewährte und es damit zugleich zu einer Hauptstütze der Doppelmonarchie und ihrer Politik machte. Dadurch wurde Budapest zur selbstbewussten Hauptstadt des Ungarreiches. In ihr vereinigte sich das politische und wirtschaftliche Leben des ganzen Landes, und immer mehr zogen die magyarischen Magnaten von Wien dorthin, wie auch die tschechischen Adligen mehr und mehr Prag aufsuchten. Das steigerte das erwachte ungarische Nationalgefühl noch sehr und trug mit dazu bei, rings in der oesterreichisch-ungarischen Monarchie und weiter auf der ganzen Balkanhalbinsel nationale Bewegungen zu erwecken. Nirgends aber äusserte sich das so urwüchsig wie in Ungarn, wenn es auch dort natürlich an komischen und auch unerfreulichen Äusserungen nicht fehlte. Trotzdem übte diese Entwicklung hier auf mich eine starke Anziehungskraft aus. Wie kam das? In Prag hatte ich die nationale Bewegung als etwas Ungesundes und Unheimliche empfunden; hier schien sie mir etwas Natürliches und Fortschrittliches zu sein. Wie erklärte sich das? Diese Frage beschäftigte mich sehr.

Es war mir bald klar, dass ein tiefgreifender Unterschied darin liegt, dass die ungarische nationale Bewegung ihren Schwerpunkt im eigenen Lande hat, während die tschechische nur einen Teil des Panslavismus darstellt. Ungarn, je mehr es erstarkte, milderte sogar den Charakter des Panslavismus insofern, als es den Südslaven ein Zusammengehen mit Tschechen und Polen in Oesterreich erschwerte. Dass bei diesem auffallenden Unterschied auch wirtschaftliche Gründe mit im Spiel waren, ist mir damals noch nicht klar geworden. Gegenüber dem alten Kulturland Böhmen war Ungarn, das anderthalb Jahrhunderte unter Türkenherrschaft gestanden hatte, ein junges Land. Es war auch in der wirtschaftlichen Entwicklung zurück geblieben; selbst als Agrarland war es der Pflege und Entwicklung dringend bedürftig. Überall ein reiches Feld dankbarer Arbeit! In Böhmen, dessen Lage noch binnenländischer als Ungarns ist und das in der Elbe eine weniger leistungsfähige Verbindung mit dem Weltmeer hat, als Ungarn in der Donau, war seit langem eine hochentwickelte Industrie ansässig, die alle Schwierigkeiten der Umwandlung in neuzeitliche Grossbetriebe durchzumachen hatte. Der Urwüchsigkeit des altherkömmlichen Agrarlebens im Donauland stand im Norden vielfach eine Industrielle Entartung gegenüber. Alles zusammen hatte zur Folge, dass Ungarn im eigenen Interesse – man braucht nur an Andrassy und Kalnoky zu denken – zum Vorkämpfer der Dreibundpolitik wurde, während die Tschechen sie nur widerwillig mitzumachen schienen. Ist doch damals von einem Deutsch-Oesterreicher gesagt worden: „Was wäre aus unserem armen Lande geworden, wenn wir nicht die Ungarn hätten“.

Diese Zusammenhänge dämmerten mir langsam auf. Sie schienen mir Lebensfragen des eigenen Landes zu berühren und doch stand man daheim den grossen Entwicklungen und Problemen in Ungarn und Oesterreich – wie mir schien – mit Gleichgültigkeit gegenüber. Das Ergebnis der schönen Reise war daher für mich der Entschluss, mich mit Ungarn eingehender zu beschäftigen. Von seinen nationalen Bestrebungen und ihren Ergebnissen wollte ich mir ein Bild zu verschaffen und auf sie die bisher fehlende Aufmerksamkeit zu lenken suchen. Die Südostprobleme schienen mir geradezu die wichtigsten für Deutschlands Zukunft zu sein.

In München angekommen benützte ich alle Zeit, die ich nicht auf Rechtswissenschaft und Volkswirtschaftslehre verwenden zu müssen glaubte, zum Studium aller Schriften über Ungarn, deren ich habhaft werden konnte. Ich beschränkte mich nicht auf das Politische und Wirtschaftliche; ich wollte die nationale Aufschwungsbewegung möglichst in ihrer Gesamtheit erfassen. So kam meine kleine Schrift: „Aus dem modernen Ungarn, kulturhistorische und politische Skizzen“ zustande. Ich schickte sie der Schriftleitung der „Deutschen Zeit- und Streit-Fragen“ ein, die von Professor Holtzendorff begründet worden waren, weniger ihres Haupttitels wegen, sondern wegen ihres Untertitels „Flugschriften zur Kenntnis der Gegenwart“. Sie wurde auch von dem damaligen Herausgeber, Professor Jürgen Bona-Meyer in einem sehr freundlichen Schreiben angenommen; aber meine Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt. Man hielt die Veröffentlichung des Doppelheftes zurück, weil man mit ihm den neuen (sechsten) Jahrgang eröffnen wollte. Nach den mancherlei Zuschriften, die ich nach dem Erscheinen erhielt, wurde augenscheinlich mein Zweck, die Aufmerksamkeit in stärkerem Masse auf Ungarn zu lenken, in bescheidenem Masse erreicht. Ich war schon in Berlin, als ich aus München ein Schreiben mit der Bitte bekam, eine Streitfrage zu schlichten; einige in München weilende Ungarn hielten mich für einen Siebenbürger Sachsen, während der Schreiber behauptete, dass Stellen der Broschüre dafür

sprächen, dass ich ein Deutscher wäre; man bitte mich, diese Streitfrage durch Bekanntgabe meiner Nationalität zu lösen. Einige Zeit darauf bekam ich von Siebenbürger Studenten einen Brief, sie wollten gern einige Ausführungen in meiner Broschüre mit mir besprechen. Dieser Wunsch war mir sehr verständlich. Denn Siebenbürgen war absichtlich in meinen Ausführungen zu kurz gekommen, nicht nur weil ich mir ein Urteil über die dortigen Konflikte nicht zutraute, sondern auch weil diese die Erörterungen in Deutschland zu einseitig beherrschten. Ich erwartete daher eine ziemlich lebhaft Auseinandersetzung. Die vier Herren schieden aber nach langer Unterredung in vollem Einvernehmen, da ich ihnen darlegen konnte, dass ich für Siebenbürgen ein Interesse besäße, es aber in den allgemeinen Erörterungen meiner kleinen Schrift unmöglich gebührend hätte berücksichtigen können.

Blicke ich selbst heute auf diese Schrift zurück, so weckt sie, wie nichts anderes, die Erinnerung an mein drittes und viertes Semester. Obwohl ich schon im fünften Semester über ihre Ausführungen hinausgewachsen war, ist es doch ein grosses Glück für mich gewesen, dass ich meinen ersten Versuch, mir ein eigenes Urteile durch so etwas wie Forschung zu erarbeiten, an einem kleinen Lande von so einfacher Struktur wie dem damaligen Ungarn gemacht habe; es ermöglichte noch, Land und Volk im Ganzen zu erfassen und von da aus das Einzelne anzusehen, was der Kern aller volkswirtschaftlichen Betrachtungen ist. Traten diese hier auch noch stark zurück, so war die für sie notwendige Einstellung doch gegeben. Ich ging vom Ganzen des Volkslebens aus. Daraus ergab sich die Wirkung der Schrift wie (*auch*) ihre Hauptschwäche.

Das starke Interesse, das die Reise geweckt hatte, war mit dieser kleinen Veröffentlichung nicht erschöpft; es war im Gegenteil noch gesteigert worden. Als daher die Frage auftauchte, wo und wie ich mein Studium fortsetzen wolle, tauchte auch Wien als Wettbewerber von München und Berlin auf und es errang einen leichten Sieg. So gern ich mit meinem Bruder zusammen geblieben wäre, ich musste mir doch sagen, dass das liebe München mir für mein Studium und die erwachten politischen Interessen nur noch wenig bot: und nach Berlin brauchte ich des Referendar-Examens wegen noch nicht überzusiedeln. Die auf der Reise angespannenen Fäden in Wien neben meinem Fachstudium weiterzuentwickeln, kam mir fast wie eine Verpflichtung vor.

So zog ich denn Ende Oktober 1889 mit einem der beiden Freunde, mit denen ich vor zwei Jahren nach Freiburg gereist war, an die Donau. Es war Carlito Deetjen, der philosophisch-psychologische Studien betrieb, ein Mann, den die Gabe, alle Herzen zu gewinnen, leider selber nicht glücklich gemacht hat. In Wien waren damals sehr wenige Studenten aus dem Deutschen Reich. Mein Freund und ich gewannen dadurch einen gewissen Raritätswert. Wir wurden mit ausserordentlicher Freundlichkeit in den deutschen Kreisen aufgenommen. Das galt vor allem von der Universität, in der die politische Grenze zwischen Deutschland und Oesterreich so gut wie keine Rolle spielte, und besonders von den beiden Wissenschaftszweigen, denen mein Freund sich und ich mich widmeten. Volkswirtschaftslehre und Philosophie waren sogar vor Kurzem von einem reichsdeutschen Bruderpaar an der Wiener Universität vertreten gewesen: Lujo und Franz Brentano. Lujo war gerade als Nachfolger Helferichs nach München übersiedelt. Franz wurde der Hauptlehrer meines Freundes. Sie waren Enkel Maximiliane Brentanos, die auf Goethe so tiefen Eindruck gemacht hat, und eines italienischen Grosskaufmanns, der vom Comersee nach Frankfurt a.M. übersiedelt war, Neffen Clemens Brentanos und der Bettina v. Arnim; Franz Brentano war katholischer Geistlicher gewesen, hatte sein geistliches Gewand jedoch

ausgezogen, hatte sich eine reiche Frau aus der Wiener Gesellschaft geholt, war exkommuniziert worden und genoss jetzt bei der kleinen Schar seiner Schüler eine ungewöhnlich grosse Verehrung. Verschiedener konnten zwei Brüder kaum sein: der Volkswirtschaftler von ungewöhnlicher Gesprächigkeit, der Philosoph von ebenso ungewöhnlicher Schweigsamkeit; jener sich anscheinend stets als Beherrscher der Situation fühlend, dieser sich zerwühlend in immer neuen Zweifeln; mit sich und der Welt zufrieden der Eine, verfallen der andere. Beide Brüder sind mir nie ganz verständlich geworden.

Nachfolger Lujo Brentanos war v. Miaskowski, der wie seine Frau aus dem Baltenland stammte und bisher in Basel Professor war. Er trat gerade in Wien seine Lehrtätigkeit an. Ich hatte während der Herbstferien in Bremen auf Veranlassung meines Vaters den Syndikus der Bremer Handelskammer, Werner Sombart, aufgesucht, um von ihm Einiges über das volkswirtschaftliche Studium, das er soeben beendet hatte, und seine Aussichten zu hören, und hatte von ihm einen Gruss an v. Miaskowski zu überbringen. Stärker als diese Empfehlung verknüpfte ihn mit mir und meinem philosophischen Stubengenossen, der eine Empfehlung an Franz Brentano hatte, die Unbekanntheit mit unserem neuen Aufenthaltsort. Alle Entdeckerfreuden in der schönen Stadt teilten wir gewissermassen miteinander; Daher bildeten mein Freund und ich gleichsam die leichtbewegliche Aufklärungsgruppe; alle Ergebnisse wurden als gemeinsamer Besitz betrachtet. So wurde Wien gleichsam im Sturm genommen.

Wien war ein dankbares Feld für unsere gemeinsame Tätigkeit. Es war nicht reich an Bauten des altdeutschen Bürgertums, aber es war die Stadt des alten Reiches, dessen Erbschaft die Habsburger 1806 übernommen haben. Der österreichisch-ungarische Doppeladler war nichts anderes als das letzte Wappen des alten deutschen Kaiserreiches; Hofgepränge und Armee, auch das gesellschaftliche Leben liessen in allerlei Kleinigkeiten die Verbindung mit ihm erkennen; und Denkmäler und Barockbauten wie das Belvedere erinnerten an Türkenbelagerung und den Prinz Eugen. Wie durch die geographische Lage wurden durch das Stadtbild die Gedanken nach dem Südosten Europas gelenkt.

Die Verbindung mit der Familie v. Miaskowski war für mich auch darum ein Glück, weil ich in Wien die Volkswirtschaftslehre ganz in den Mittelpunkt meiner Studien rücken wollte. Ich belegte daher sogleich die sorgsam ausgearbeitete Vorlesung über Allgemeine Volkswirtschaftslehre, mit der sich v. Miaskowski in sein neues Amt einführte; sie wurde für mich besonders auch darum fruchtbar, weil er den Inhalt der einzelnen Vorlesungen mit mir zu besprechen pflegte. Zugleich wurde ich Mitglied seines Seminars, sowie auch des Seminars v. Inama-Sterneggs, der auch Präsident der statistischen Zentralkommission in Oesterreich war. In beiden Seminaren war ich das jüngste Mitglied. Es gehörten ihm eine ganze Reihe von Herren aus den verschiedensten Ländern Südost-Europas an, welche bereits den Dokortitel besaßen; sie beherrschten die Diskussion.

Ich hatte gehofft dass sich beide Seminare ergänzen würden. Das war aber nicht der Fall. Denn v. Miaskowski interessierte sich vor allem für Fragen des Agrarwesens und v. Inama-Sterneg erklärte in der Eröffnungssitzung, dass das Thema seines Seminars im Winter-Semester auch Agrarpolitik sei. Das erwies sich aber für mich als vorteilhaft. Ich musste mich doch einmal mit Agrarfragen befassen und das liess sich besonders leicht mit meinen ungarischen Interessen verknüpfen. Ich fühlte vor Allem ein Bedürfnis, mich mit Siebenbürgen zu beschäftigen und war daher leicht zu überreden, im Seminar v. Miaskowski s über die Besiedlung Siebenbürgens einen Vortrag zu halten und bei v. Inama-Sterneg über

Agrarpolitik Ungarns zu sprechen. Ich ging alsbald an die Arbeit und konnte feststellen, dass sich in beiden Fällen in der deutschen Literatur nicht sehr viel vorfand. Aber die ungarische Agrarpolitik war so interessant, dass v. Inama-Sternegg wünschte, dass ich über sie noch im selben Semester spräche. Sie hatte zwei grosse Wandlungen durchgemacht. Zunächst wurde Ungarn, das bisher die „Viehweide Europas“ war, im Gefolge des Krimkrieges, der die russische Getreideausfuhr fast völlig lahm legte, zum Getreideausfuhrland. Zumal da gleichzeitig die Schafzucht durch die Wollenausfuhr Australiens zurückgedrängt wurde, wurden die Weiden in solchem Umfang umgepflügt, dass sich fast eine Monokultur entwickelte, die auf die Dauer durch Düngemangel gefährdet war. Da zwang die plötzlich einsetzende amerikanische Getreidekonkurrenz zu einer zweiten Wandlung. Sie traf Ungarn zwar nicht unmittelbar, sodass sie durch Zollmassnahmen hätte bekämpft werden können, aber in seinem Absatz, und hier sehr empfindlich. Abhilfe war nur durch die Landwirtschaft selbst möglich. Sie musste vermannigfalt und damit zugleich in ihrem Umfang gehoben und durch die Pflege von Industrie und Handel ergänzt werden. Zu diesem Zweck wurde 1880 eine landwirtschaftliche Enquete veranstaltet, 1884 ein besonderes Ministerium für Landwirtschaft, Industrie und Handel eingerichtet und 1885 der Budapester landwirtschaftliche Kongress abgehalten. Über die ergriffenen einzelnen Massnahmen referierte ein älteres Mitglied, dem die ungarischen Veröffentlichungen zugänglich waren. Ich war erstaunt, dass meine kurzen Ausführungen so freundlich aufgenommen wurden. Sie waren für mich von Bedeutung, weil sie zuerst meine Aufmerksamkeit auf die amerikanische Konkurrenz lenkten, und zwar auf ihre Wirkung in einem anderen Lande als Deutschland.

Grössere Schwierigkeiten bereitete mir die zweite Arbeit. Über die Besiedlung Siebenbürgens vermochte ich in Wien Material nicht aufzutreiben; selbst das Bewusstsein einer Einwanderung war in Siebenbürgen lange geschwunden und ist erst Ende des 18. Jahrhunderts wieder geweckt worden. Das erklärt sich daraus, dass es sich um Neusiedlung auf wüstem Boden handelte, sodass es keine unterworfenen Bevölkerung gab. Dieser Boden war regelmässig frei, sodass auch nicht die Gefahr der Hörigkeit bestand, wie auf dem Boden adliger Herren und Klöster. Auch war die Besiedlung nicht nur eine bäuerliche, sondern auch eine städtische; und sie wurde zusammengeschweisst durch ein gleiches hartes Schicksal, insbesondere dem schweren Kampf gegen die Türken. So erklärt es sich, dass sich Deutsche in Siebenbürgen Jahrhunderte hindurch ihr Deutschtum erhalten konnten. Ihre Besiedlung Siebenbürgens auf dem geschichtlichen Hintergrund der ganzen Kolonialisierungsbewegung darzustellen, war unzweifelhaft eine dankbare Aufgabe. Ob sie lösbar war, war nicht sicher, da urkundliches Material kaum vorhanden zu sein schien. Nur durch Ausscheidungen der nicht in Betracht kommenden Möglichkeiten konnte man weiterkommen. Diesen Weg einzuschlagen versuchte ich. Aber ich sass an dieser Arbeit mit geteilten Gefühlen. Sie passte nicht in meinen Lebensplan. Ganz andere Gesichtspunkte waren es, welche mich an ihr festhalten liessen. Von ihnen wird sogleich die Rede sein.

Zuvor muss ich den Bericht über meine volkswirtschaftlichen Studien in Wien noch etwas vervollständigen. Ich hatte nämlich im Wintersemester noch Sozialstatistik bei Professor Isidor Singer belegt, war aber sein einziger Zuhörer. Da er die Vorlesung nicht ausfallen lassen wollte und es andererseits peinlich war, sich zu zweien gegenüberzusitzen, wandelte sich die Vorlesung in einen gemeinsamen Spaziergang, bei dem Statistik Hauptthema blieb, aber auch vielerlei Nebenthemen sich einstellten. Auf diesen Spaziergängen habe ich viel gelernt. Auf sie geht mein Interesse für die

Bevölkerungs- und Wanderungs-Statistik zurück. Wichtiger aber ist etwas Allgemeines: ich bin hinfort der Gewinnung wie der Benutzung der Statistik mit Skepsis gegenübergetreten. Je mehr die Statistik sich ausgedehnt hat, umso mehr ist es nötig geworden, sich um die Beweiskraft ihrer Zahlen sorgsam zu kümmern. Die Spaziergänge hatten aber auch noch das Gute, dass sie bei schlechtem Wetter bald in den üppigen Räumen des reichen Professors endeten, in denen der Kreis von Männern sich zusammenfand, aus dem die Zeitschrift „Zeit“ hervorgehen sollte. Es war ein besonders charakteristischer Ausschnitt aus der damaligen Wiener Gesellschaft.

Für das folgende Sommer-Semester hatte ich neben den Seminarübungen v. Miaskowskis auch die Karl Mengers belegt. Über seine Stellung in der Volkswirtschaftslehre und den Streit mit Gustav Schmoller hatte ich nur eine sehr unzureichende Vorstellung. Sie war auch in Wien nicht leicht zu gewinnen. Karl Menger machte im Gegensatz zu seinem Bruder Anton, dem temperamentvollen Kritiker des ersten Entwurfs des deutschen Bürgerlichen Gesetzbuches, und seinem Bruder Max, der als Politiker voll Tatkraft eine Rolle spielte, den Eindruck eines gedankenvollen, schweigsamen Einsiedlers. Von ihm wurde erzählt, er arbeite stets bei einer brennenden Kerze und ihr Flackern befriedige sein gesellschaftliches Bedürfnis. Er hatte nur einen kleinen Kreis von Schülern; auf ihn war er so eingestellt, dass ich ihn damals gar nicht zu verstehen vermochte. Seine Lehre und seine Bedeutung habe ich erst als Professor erkannt.

Zu dem Glück, das mich in Wien mit v. Miaskowski und seiner Familie zusammenführte, gesellte sich ein zweites. In den ersten Tagen meines Wiener Aufenthaltes kam ich nämlich – ich weiss nicht mehr wie – mit einem Studenten zusammen mit Namen Samassa aus Kärnten. Er lud mich zu einer studentischen Vereinigung seiner engeren Landsleute ein, deren Vorsitzender er war. Ich folgte der Einladung und fand einen Kreis besonders nett und frisch aussehender junger Leute. Sobald wir den ersten Schoppen erhalten hatten, erhob sich Samassa, begrüßte mich mit äusserst freundlichen Worten und endete mit einem begeisterten Hoch auf den Kaiser des Deutschen Reiches. Ich erhob mich sogleich zu einigen Dankesworten und steuerte dann in ähnlicher Begeisterung auf ein Hoch auf Kaiser Franz Josef loss. Bald bemerkte ich bei meinen Zuhörern eine mit Lächeln verbundene zunehmende Unruhe. Ich bemühte mich, meine norddeutsche Sprechweise möglichst zu mildern, aber es blieb ohne Wirkung. Als ich an meinem Ziel anlangte, blieben alle sitzen und sagten: „Auf den Obermeier stossen wir nicht an“ und wiederholten dieselben Worte mit verstärktem Nachdruck, als ich sagte, ich verstehe sie nicht. Wirksamer konnte man in die politischen Probleme meines neuen Aufenthaltslandes nicht eingeführt werden. Die erste Folge war, dass die entbrannten Erörterungen den Heimweg mit Samassa durch die dunklen Strassen Wiens bis fast zum Morgengrauen ausdehnten. Der Schock wirkte aber noch länger nach. Es wurde mir klar, dass Kaiser Franz Josef, den wir in Deutschland als einen „deutschen“ Kaiser betrachteten, in Oesterreich das Nationalitätenprinzip bekämpfen und Ungarn, Tschechen, Polen das gleiche Interesse entgegenbringen musste wie den Deutschen; ja, da er Deutscher war, musste er die Parität sogar besonders vorsichtig wahren. Das war ein Erfordernis seiner Stellung. Daraus ergaben sich Folgerungen für die Haltung der Deutschen. Stellte man den oesterreichischen Gedanken über den völkisch-nationalen, so konnte man den Deutschen wie den anderen Nationalitäten eine ähnliche staatsrechtliche Stellung einräumen wie 1867 den Ungarn. Lehnte man ab, so blieb nichts anderes übrig, als den Anschluss der Deutsch-Oesterreicher an das Deutsche Reich als Ziel zu verfolgen.

Ich wurde im Laufe der Zeit mit Vertretern aller Parteien bekannt. Die grosse liberale Partei, die stark unter dem Einfluss englischer Ideen stand, ging diesen Fragen aus dem Weg und gab sich der Hoffnung hin, die öffentliche Aufmerksamkeit auf Probleme der Sozialpolitik und Handelspolitik ablenken zu können. Von ihr hatten sich aber Teile abgesplittert, die sich sehr nachdenklich mit den Grundproblemen Oesterreich-Ungarn befassten, und mancher Abgeordnete hat mit dem interessierten jungen Reichsdeutschen in verblüffender Offenheit gesprochen.

Der Ernst der Lage wurde mir aber erst klar, als ich dem Hamerling-Fest beiwohnte. Es galt in Wahrheit dem Ritter v. Schönerer, der zum ersten Mal nach längerer Einkerkerung wieder in die Öffentlichkeit trat. Die Versammlung, die mehrere tausend Köpfe zählte begrüßte ihn mit einem sich immer wiederholenden Beifallssturm, wie ich ihn kaum für möglich gehalten hätte und auch nicht wieder erlebt habe. Der Eindruck war umso erschütternder, als die Reden irgendeine mögliche Lösung nicht erkennen liessen. Den „Kampf gegen Juda und Rom“ konnte man allenfalls begreifen, wenn man Wien auch nur oberflächlich kennen gelernt hatte; aber der Kampf für Vereinigung mit Deutschland schien mir etwas Tragisches zu haben, da sie von Bismarck scharf abgelehnt wurde. Die fanatische Kraft dieses Antisemitismus war nicht zu verkennen, dass er einst von Oesterreich nach Deutschland eingeführt werden könne, hatte wohl kein Reichsdeutscher, der diese Versammlung erlebte, für möglich gehalten.

Endlich habe ich noch von einem weiteren merkwürdigen Zusammentreffen in Wien zu berichten. Sogleich bei meinem ersten Besuch in Wien begegnete ich nämlich einem Herrn v. Gagern. Wir gingen zusammen die Ringstrasse hinunter. In unserem lebhaften Gespräch kamen wir auch auf die erwähnten Aufsätze „Europa in der Vogelperspektive“, die kürzlich in der Beilage der Münchner Allgemeinen Zeitung erschienen waren und mir einen starken Eindruck gemacht hatten; ich wüsste so gern, was der Verfasser wäre; er heisse Alexander Peetz und solle ein junger oesterreichischer Gelehrter sein, „Wollen Sie ihn kennen lernen? Hier wohnt er“. Wir standen gerade vor seiner Haustür und freudig beantwortete ich die überraschende Frage. Statt eines jungen Gelehrten lernte ich einen würdigen Herrn kennen, der Vater von drei erwachsenen Kindern war, und dessen Wohnung gediegene Wohlhabenheit zeigte. Er war ein erfolgreicher Industrieller, der seine Tätigkeit mit weitem Blick und starkem wissenschaftlichem Interesse verband. Praktische Erfahrungen und umfassende Studien hatten den Autodidakten zur Einsicht kommen lassen, Mitteleuropa müsse sich gegenüber dem stetig wachsenden Wettbewerb der Nordamerikaner, Briten und Russen zusammenschliessen, wenn es nicht verkümmern wolle. Ich habe es als besonders gütige Fügung empfunden, dass ich in Wien sogleich zu Anfang die Familie kennen lernte, deren eigentliches Haupt schon in München meine dankbare Verehrung sich aus der Ferne unbekannterweise erworben hatte.

Rückblickend bin ich erstaunt, wen ich alles in kurzer Frist in Wien kennen gelernt habe. Von den Lehrern meines Hauptfaches abgesehen, gedenke ich mit besonderem Dank noch zweier Professoren-Familien, die beide früher in Zürich waren und dort Freundschaft geschlossen hatten. Die eine war Familie Exner, die durch mehrere Brüder mit Professoren-Titel vertreten war. Das Haupt war der älteste Bruder, Adolf Exner. Er vertrat an der Wiener Universität das römische Privatrecht und ist als Rektor durch seine berühmte Rede über politische Bildung und später nicht minder durch seinen Briefwechsel mit Gottfried Keller in weiten Kreisen bekannt geworden. Er war so freundlich, mich aufzufordern, an

den in seiner Wohnung abgehaltenen Übungen teilzunehmen. Natürlich nahm ich dankbar an, im Vertrauen auf die in München gesammelten Kenntnisse und im Hinblick auf das Referendar-Examen; aber die Übungen bewegten sich in solchen Höhen der Gelehrsamkeit, dass meine aktive Mitwirkung ausgeschlossen war; es war mir aber interessant, den Erörterungen zu folgen, zumal da ich in ihrem Leiter zum ersten Mal einen grossen Juristen kennen lernte. Die Bildungskraft, die von solchem Vorbild ausgeht, glaube ich bei Adolf Exner gespürt zu haben; das half über das Gefühl der eigenen Unzulänglichkeit immer wieder hinweg. Nicht minder wertvoll war mir, dass ich durch diese Übungen auch sonst Aufnahme im Exnerschen Hause fand. Hier habe ich die Wiener Gesellschaft kennen gelernt. Es gab hier eines der privaten Quartette, durch die Wien berühmt war, und zwar war an ihm Brahms beteiligt. Ausser ihm begegnete ich hier auch der stattlichen Erscheinung des Chirurgen Billroth. Beide waren Mittelpunkte der Wiener Gesellschaft, obwohl Brahms aus Hamburg stammte und Billroths Wiege auf Rügen gestanden hat. Über dem Ganzen lag ein einheitlicher natürlich-aristokratischer Schimmer, wie er in der schnell emporgewachsenen Hauptstadt des Deutschen Reiches damals kaum zu finden war.

Machte die Familie Exner auf mich einen durchaus wienerischen Eindruck, so verriet die zweite Familie unverkennbar ihre norddeutsche Herkunft. Es war die Familie des Archäologen Otto Benndorf, der Gründer des oesterreichischen Archäologischen Instituts in Wien, der sich durch Ausgrabungen der antiken Grosstadt Ephesus einen Namen gemacht hat. Noch mehr als würdiger Professor interessierte mich seine Frau. Sie war die Tochter des Göttinger Professors Robert Wagner, dessen „Migrationstheorie“ berühmt geworden ist, die in der Göttinger Studentenschaft „Wonne Wagner“ genannt worden war und mit der mein Vater, als er in Göttingen studierte, auf ungewöhnliche Weise bekannt wurde. Als nämlich die Familie Wagner eine Wagenfahrt in die Umgegend machte, wettete mein Vater, dass er bei der Rückfahrt mit im Wagen sitzen werde, und diese Wette hat er gewonnen. Zu dieser in der Vergangenheit liegenden Beziehung, die meinen Vater erfreute, kam in der Zukunft eine hinzu, die ihn noch mehr gefreut haben würde. Der Bruder von Frau Professor Benndorf war nämlich Professor Adolf Wagner in Berlin, dessen Schüler ich bald wurde und dessen Nachfolger ich einst werden sollte. Einstweilen aber stand für mich im Vordergrund, dass auch hier die Blicke – allerdings aus fachwissenschaftlichen und nicht aus politischen Gründen nach Südosten gerichtet waren. Dort wurzelten die liebsten Erinnerungen und Pläne. Auch hier sprach man von den sich anbahnenden Entwicklungen, die auch für Deutschland von schicksalsschwerer Bedeutung sein konnten. Die Gedanken gruppierten sich um die Persönlichkeit des Kaisers Franz Joseph, der gerade sein vierzigjähriges Regierungsjubiläum gefeiert hatte; sowohl die, welche in ihm einen gefügiges Werkzeug wechselnder Politiker oder für einen „Verräter an der deutschen Sache“ sahen, als auch die, welche in ihm für die hauptsächliche, wenn nicht gar einzige zusammen haltende Kraft der oesterreichisch-ungarischen Monarchie hielten, befürchteten, dass sein Ausscheiden eine schwere Erschütterung mit sich bringen werde, die sich über die ganze Balkanhalbinsel ausdehnen würde. Da ich bisher eigentlich nur den deutsch-französischen Gegensatz und höchstens noch den zwischen Deutschland und Russland gekannt hatte, bewegten mich diese Ausblicke aufs tiefste.

Das fachte meine Reiselust natürlich sehr an. Es versöhnte mich mit meiner Siebenbürgen-Arbeit; sie sollte zum Sprungbrett für die Balkanländer werden. Das war zunächst nur vage Hoffnung; der Plan entwickelte aber bald ein eigenes Leben; allgemein wurde ihm Interesse entgegengebracht;

man schien es überall gern zu sehen, dass ich mich für diese Fragen interessierte. Von vielen Seiten erhielt ich freundliche Vorschläge und wirksame Förderung. Rumänien und Bulgarien wurden in den Reiseplan, der natürlich von vornherein auch meinen Bruder wieder mitumfasste, aufgenommen, und er gipfelte in Konstantinopel. Dort waren wir sogar für die ganze Zeit unseres Aufenthaltes von einer deutschen Familie, die mit der Stadt und ihrer Umgebung besonders gut vertraut sein sollte, eingeladen. Um mich für diesen fremden Boden des Orients vorzubereiten, belegte ich eine zweistündige Vorlesung über Konstantinopel bei einem jungen Dozenten, der mich durch seinen Idealismus und die vielen Bilder, die er in seiner Vorlesung zeigte, sehr anzog. Es war Josef Strzygowski, dessen suchendes Interesse damals besonders dem nahen Orient gewidmet war, und der bestrebt war, die Kunst in Verbindung mit der gesamten Kulturentwicklung zu erfassen. Auch im Zusammenhang mit den Reiseplänen machte ich auf der Ferienrückfahrt nach Bremen in Halle Halt, um Professor Eduard Meyer, meinem späteren Berliner Fakultätskollegen, aufzusuchen. Er war fünf Jahre lang Hauslehrer beim Englischen Generalkonsul in Konstantinopel gewesen und hatte dort für seine Orientstudien die entscheidende Anregung erhalten, die später seine Geschichte der Altertümer sich auswachsen liess. Er spendete meinem Plan Beifall und gab manchen wertvollen Rat. Es war mir dann eine grosse Freude, dass sich auch mein Vater, der leidend war, aber nicht ahnen liess, dass er den Keim des nahen Todes in sich trug, meinen Reiseplänen für die Herbstferien und meinen Vorschlägen, sie im Wesentlichen selbst zu finanzieren, nicht abgeneigt zeigte. Er sah dass sie aus ernstem Absichten hervorzunehmen und betrachtete sie wohl als eine Vorfrucht der Volkswirtschaftslehre, für die es ja, zu ihrem Vorteil und zu ihrem Nachteil, eine geregelte Laufbahn nicht oder vielmehr noch nicht gab.

Mein Wiener Leben bestand aber nicht nur aus Zukunftsplänen. Es hatte auch einen so reichen Gegenwartsgehalt, dass es kaum möglich ist, davon ein richtiges Bild zu geben. Wie ich das Glück hatte, noch das alte gemütliche München kennen zu lernen, so lernte ich auch Wien kennen, als es sich noch viele schöne Züge aus früherer Zeit, auch der alten deutschen Kaiserzeit bewahrt hatte. Gewiss hatte die Politik Ungemütlichkeit in das bürgerliche Leben hineingetragen, aber sie hatte auch den Sinn geöffnet für das bunte Geschehen der Zeit, ganz besonders in den südöstlichen Nachbargebieten. Man lebte bewusst als Zeitgenosse. Das zeigte sich schon in den Wiener Cafés, die Zeitungen in viel grösserer Mannigfaltigkeit servierten, als München, und wenn sie auch lähmend auf die Arbeitslust wirkten, doch einen Anteil daran hatten, dass in Wien über die aussenpolitischen Probleme der Zeit mit grösserer Sachkunde gesprochen wurde, als ich es anderswo erlebt hatte. Allerdings erschöpfte sich das Interesse in Reden.

Das alte Wien kam mehr in der ererbten Vorliebe für Musik zum Ausdruck. Mehrere Hundert private Quartette – man spricht von vierhundert – sollten in Wien noch tätig sein; und das Tanzen der Wienerin wuchs wie etwas Natürliches aus der Musik hervor; es schien fast eine Form der Musik zu sein. Diesem war es wohl auch zu danken, dass sich die Geselligkeit viel weniger als in Norddeutschland nach Generationen schied. Ich habe manche Familienmutter und manchen Familienvater am Tanze ungewollt teilnehmen sehen. Man verstand es, dass der Walzer von der blauen Donau stammt.

Die Kunst fehlte in meinem Wiener Leben nicht, trat aber natürlich mehr zurück als in München. Das Burgtheater war noch auf voller Höhe. Charlotte Wolter, Baumeister, Sonnenthal, Thimig – eine grosse Schar berühmter Kräfte wirkte aufs Trefflichste zusammen. Shakespeare war es, der die

besondere Note gab. Für das grosse Drama war hier geradezu ein eigener Stil entwickelt worden, der dem Dichterischen in ungewöhnlichem Masse gerecht wurde. Es ging ein Zug des Grossartigen durch die Aufführungen. Und das war nicht allein Verdienst der Schauspieler. Das Publikum hatte daran auch Anteil. Es war ein Stammpublikum im Grossen vorhanden, wie er im Kleinen die Gallerie in München aufwies; und die Theaterkritiken spielten für diese Zuschauerschaft im Grossen eine Rolle wie die Kritiken Bulthaupts für uns im Prima-Verein. Es war damals vielleicht ein Höhepunkt.

In der Oper dagegen fehlte diese Harmonie. Es tobte vielmehr damals der Kampf um Richard Wagner im Grossen und um Bruckner, im Kleinen. Er nahm durch Hanslicks Angriffe Formen an, die weniger erfreulich waren. Vielleicht war auch die Heftigkeit, mit der er geführt wurde ein Beweis für die grosse Rolle, welche die Musik in Wien spielte. Aber nicht alle Musik war von diesem Kampf umtost. Die Symphonie-Konzerte mit ihrem vorsichtigen Programm blieben vom Streit unberührt, obwohl sie von Hans Richter, dem „lieben Gesellen“ Wagners, geleitet wurden. Dort habe ich auch Beethovens Neunte zuerst gehört. Ihr dritter Satz ist die Musik, die auf mich wohl überhaupt den stärksten Eindruck gemacht hat.

Im Ganzen aber hat damals eine stärkere Wirkung als die Musik des Konzertsaals die in der Hofburg-Kapelle auf mich gehabt. Hier wurde jeden Sonntag morgen Musik Palestrinas, des „Principis Musicae“, wie es auf seinem Grabmal heisst, vorgeführt. Es war stets eine wunderbare Feierlichkeit. Der Bau der Kirche trug wenig dazu bei, aber viel die gläubige Andacht der Zuhörerschaft. So schön ich den evangelischen Gemeindesang stets gefunden habe und mich immer wieder gewundert habe, dass die katholische Kirche auf Ähnliches verzichtet, nie hat religiöse Musik so erhebend auf mich gewirkt. Allerdings hat es auch an anderen Eindrücken nicht gefehlt. In dem schön an der Donau gelegenen stattlichen Kloster Neuburg besuchte ich aus besonderem Anlass einen als Schriftsteller bekannten Domherrn. Als Bekehrungsversuche sich als aussichtslos erwiesen, holte der würdige Herr eigenhändig für mich Protestanten, für den der Alkoholenuss an diesem Tage nicht wie für Katholiken verboten sei, eine gute Flasche Wein aus dem Keller und und ein gemütlich-vertrauliches Gespräch entwickelte sich so lebhaft, dass der Domherr fast eine Messe vergass, für die er noch lateinische Sprüche sich einprägen musste, wobei ich ihm sogar behilflich sein durfte. Ich bildete dann bei der Messe allein das Publikum und empfand, wie sie hier trotz schöner Musik der erhebenden Wirkung entbehrte. Ehrwürdige Kirche, feierliche Musik und andächtiges Publikum müssen sich zu einer Einheit verbinden. Das versteht die katholische Kirche hervorragend. Fehlt die ansteckende Wirkung der andächtigen Masse der Bevölkerung, tritt beim Einzelnen der Eindruck des Überlebten ungebührlich in den Vordergrund.

In der bildenden Kunst beschränkte ich mich auf Besuche der Albertina. Möglichst jeden Montag und Donnerstag ging ich dort hin und sah die wunderbare Sammlung der Handzeichnungen an. Das waren Höhepunkte des Wiener Aufenthalts.

Aus diesem reichen Leben wurde ich jäh herausgerissen. Als ich am 20. Juni 1890 spät nach Hause kam, fand ich dort ein Telegramm des Halbbruders meines Vaters, ich solle sofort kommen und meine Ankunft telegraphieren. Die Tatsache, dass diese Aufforderung nicht von meiner Mutter ausging, zeigte mir, dass die Not gross sein musste. Ohne meine Sachen zu ordnen und zu packen, eilte ich sogleich zum Bahnhof und reiste mit dem ersten Zuge ab. Als ich ankam, erfuhr ich, dass sich das

Befinden meines Vaters plötzlich ausserordentlich verschlechtert habe. Er konnte, als ich an seinem Bett anlangte, nicht mehr sprechen. Er legte die Hand meiner Mutter und meine noch zusammen und verschied.